

Die eigenen Vorfahren im Internet

Ahnensuche wird einfacher

Die Suche nach den Wurzeln der Familie war bisher kompliziert. Im Internetzeitalter eröffnen sich neuerdings jedoch leichte Recherchemöglichkeiten, verrät ein passionierter Ahnenforscher.

Von Peter Ilg

Sonntag, 15. März 1925, Castrop, im Ruhrgebiet. Louis Brandenburger ist auf dem Weg nach Hause. Brandenburger ist schon 68 Jahre alt. Das ist ein stolzes Alter für einen Menschen, der sein Leben unter Tage verbracht hat, als Bergmann. Der Rentner war in der Kirche. Hinter sich hört er das laute Knattern eines Autos. Es gibt noch nicht viele Autos in diesen Tagen, da drehen sich die meisten um, auch der Kirchgänger auf dem Nachhauseweg. Brandenburger sieht den Wagen auf sich zufahren. Der alte Mann kann nicht mehr ausweichen, auch das Auto nicht, und so kommt er unter die Räder. Der Fahrer des Unfallwagens legt den Schwerverletzten in sein Auto und fährt ihn nach Castrop ins Krankenhaus, wo Louis Brandenburger am 15. März 1925 seinen Verletzungen erliegt.

Das alles geschah am 15. März 1925. „Louis Brandenburger war mein Ur-Urgroßvater mütterlicherseits“, erzählt Thomas Greve. Wie sein Vorfahre zu Tode kam, hat er von einem Menschen erfahren, den er noch nie im Leben gesehen hat und wahrscheinlich auch nie sehen wird: Es war der Enkel des Verunglückten. Im Internet hatte Thomas Greve eine Anfrage gestartet, ob jemand seinen Ur-Urgroßvater kenne. Jahre später bekam er die Antwort per E-Mail. Der Enkel hatte sogar den Zeitungsausschnitt eingescannt und mitgeschickt, in dem seinerzeit über den Unfall berichtet wurde.

Gut zehn Jahre ist es nun her, dass Thomas Greve die Mail samt Anhang erhalten hat. Zwei Jahre zuvor hatte er damit begonnen, seine Ahnen zu erforschen. „Bei der Ahnenforschung geht es um das Sammeln von Daten“, so Greve. Dabei beginnt man bei den lebenden Verwandten, geht dann über die Ständesämter. Hier erhält man aus Gründen des Datenschutzes aber nur Auskunft über Verwandte in direkter Linie.

Für Ahnenforschung braucht man aber auch Zeit. „Die nähere Verwandtschaft kann man mal rasch am Telefon befragen.“ Bis aber Bedienstete von Ständesämtern und Kirchenarchiven auf Anfragen reagieren würden, vergingen oft Monate. „Drei bis vier



Angehörige sucht man heute am besten weltweit. Auswanderer nach Amerika um 1900 in einer Abfertigungshalle des Hamburger Hafens. Foto AKG

Generationen bekommt man relativ leicht heraus, wenn die eigenen Eltern noch leben.“ Dann sei aber Schluss, ohne Computer und Internet gehe dann nicht mehr viel und das in zweierlei Hinsicht: Der Computer dient in der Ahnenforschung einerseits der Verwaltung der Daten, die man gesammelt hat. So können in Programmen Stammbäume angelegt werden. Hier kann man neben dem Namen auch Geburtsdatum, Tag der Heirat, Nachkommen und das Datum des Todes eingeben wie auch Bilder einstellen. Zudem bieten die Programme Möglichkeiten von statistischen Auswertungen wie Durchschnittsalter bei Heirat und Tod.

Der Computer bietet sich jedoch nicht nur bei der Dokumentation der gewonnenen Ergebnisse an. Er ist auch hilfreich bei der Suche nach Verwandten, etwa auf der Homepage der Mormonen. Die Mitglieder der Kirche Jesus Christi der Heiligen der letzten Tage haben weit über 300 Millionen Einträge in ihrer Datenbank stehen. Gewonnen haben sie diese Informationen aus Kirchenarchiven und Ständesämtern. In jahrzehntelanger Arbeit haben die Mitglieder der Kirche weltweit wichtige Personenstandsdaten aufge-

schrieben. Der Grund für diesen Eifer: die Mormonen wollen die Namen ihrer bereits verstorbenen Ahnen erforschen, um ihnen nachträglich die Segnungen ihrer Kirche angedeihen zu lassen. Den Ahnenforschern stellen die Mormonen ihre Daten unter der Adresse www.familysearch.org kostenlos zur Verfügung. „Das sind freundliche und liebe Menschen, die nicht ständig versuchen, einen mit ihrer Religion zu bekehren“, sagt Thomas Greve, der dort häufig recherchiert.

Man müsse kein Informatiker sein, um im Internet nach seinen Vorfahren zu suchen, beruhigt der Ahnenforscher. Er empfiehlt zum Beispiel die Homepage www.ahnensuche.net. Hier werden über eine Metasuchmaschine, das ist eine Suchmaschine, die andere Suchmaschinen durchstöbert, oft gute Ergebnisse erzielt. Auch Thomas Greve hat eine eigene Homepage eingerichtet, mit dem Ziel, Kontakt mit anderen Ahnenforschern aufzunehmen, die dieselben Vorfahren haben wie er. „Mit denen möchte ich gewonnene Informationen über unsere Familie abgleichen und wechselseitig ergänzen. Auf der Seite unter der Adresse www.familiegreve.de können auch kostenlose Programme

zur Ahnensuche und zur Datenverwaltung geladen werden.

Greve hat in jahrelanger Detailarbeit seine Ahnen elf Generationen weit zurückverfolgt. 960 Personen hat er in seiner Datenbank. Nun ist er im Jahr 1714 angekommen, bei Johann Heinrich Greve, einem Grenadier vom lippischen Regiment. „Von ihm fehlt mir der Geburtsort“, berichtet Thomas Greve. Und den braucht er unbedingt, um zu dessen Eltern zu gelangen.

Ziel von Greve ist es, bis zum Dreißigjährigen Krieg seine Ahnen zu erforschen. „Das sind noch 100 Jahre, also drei Generationen, und das sollte drin sein“, gibt er sich zuversichtlich. Bei dem Grenadier konzentriert er sich bei seiner Suche auf den militärischen Bereich, war bislang aber noch nicht erfolgreich. „In diversen Foren habe ich Anfragen gestellt, doch das kann Jahre dauern, bis man eine brauchbare Antwort kommt“, berichtet er. Denn erstens muss jemand die Anfrage lesen und zweitens muss dieser dann auch noch die passende Antwort haben. Doch die überraschende Mail bei der Suche nach dem verunglückten Ur-Urgroßvater lässt Thomas Greve auch in diesem Fall hoffen.

PETER GLASER

Computer, werde still!

Der Fortschritt fordert Opfer, aber nicht mehr von mir. Eine kurze Geschichte des Getöses, das sich durch die digitale Frühzeit schleppte.



Nach mehr als 20 Jahren wird es still werden. Manchmal, um mich drauf vorzubereiten, schalte ich schon jetzt gelegentlich tagsüber den Rechner ab und lausche der Welt, wie sie ist, wenn sie leise ist.

Der erste Rechner, den ich hatte, war geräuschlos bis auf das Betriebsgeräusch der beiden Achsen, auf denen die Audiokassetten mit der Software abgespielt wurden. Das war vor einem Vierteljahrhundert. Computer, liebe Kinder, waren damals leise wie Taschenrechner – Mikrocomputer, um genau zu sein. Danach besaß ich einen C64, den 2 CV unter den persönlichen Elektronengehirnen, dessen Diskettenlaufwerk beim Zugriff oder dem Schreiben von Daten ein nähmaschinenartiges Rattern von sich gab. Zu den Juwelen der Programmierkunst gehörte ein kleines Stück Code, das den Schrittmotor und den Zeilenrafo der Diskettenstation dazu brachte, den Radetzkymarsch zu spielen.

Mit dem nächsten Gerät, einem Atari-ST, wurde das Mikrocomputergewissermaßen erwachsen, was erst einmal bedeutete: keine piepsenden, vielspielartigen Harmlosigkeiten mehr, vielmehr richtiger Lärm, etwas für echte Männer. Ein Freund schloss mir die erste Festplatte an, 20 Megabyte Fassungsraum, groß wie ein Schuhkarton und laut wie ein Moped.

„Wie soll ich da arbeiten?“ fragte ich meinen Freund, den Techniker. Er konnte die Frage gar nicht verstehen – nicht weil es so laut war, sondern weil ihm überhaupt nicht vorstellbar war, dass jemand, der 20 MB auf dem Schreibtisch stehen hat, noch in irgendeiner Weise mit seinem Leben unzufrieden sein kann.

Ich habe auch schon in Fabriken gearbeitet, an großen, schallgewaltsamen Maschinen. Also versuche ich, mich mit der neuen Krawallschachtel an meinem wunderbaren, einst leisen Computer zu arrangieren. Bis heute gelingt es mir nur mit virtuell zusammengebissenen Zähnen.

Ein weiterer meiner Freunde hat sich sein Studium dadurch finanziert, dass er die Rechner anderer Leute leiser machte. Er kannte jedes Stück Blech, das in einem Rechnergehäuse schwingen kann, die stillsten Lüfter, die besten Positionen für kleine Moosgummipolster – immer noch Lärm. Lärm nannte Kurt Tucholsky, ein ausgewiesener Geräuschverabscheuer, bereits in den zwanziger Jahren des zurückliegenden Jahrhunderts den Lärm von Modernität und Urbanität.

Immer leistungsfähigere Chips benötigen immer kräftigere Lüfter, ein nervenaufreibender Teufelskreis, dem gequirlte Luft entströmt. Wassergekühlte Computer und lüfterlose Netzteile, die Abwärme durch Zusatzkühlkörper eliminieren sollen, sind der letzte Flüsterleise Schrei. Eine eigene, fast nicht mehr hörbare Form von Musik, so genannter Lowercase Sound, hat Kultstatus bei vormaligen Rechnerlärmopfern.

Ich aber höre immer noch den Maschinenlärm der digitalen Frühzeit um uns herum dröhnen und föhnen. Nun hab ich ein Loch in die Wand gehauen, ein letzter Aufwand an Lärm sozusagen, einen Kabelkanal ins Parkett gelegt und den Computer ins Vorzimmer ausquartiert. Es ist still. Schön ist das. Ich kann es gar nicht fassen.

E-Mail an den Autor: p.glasler@stz.zgs.de

Microsoft gibt nach – und wirbt beim Linuxtag

Amerikanischer Softwaregigant stellt Kampf gegen freie Software ein – Auftritt bei der heute beginnenden Messe in Karlsruhe

Microsoft ist in diesem Jahr erstmals auf dem Linuxtag in Karlsruhe vertreten. Noch vor kurzem wäre es undenkbar gewesen, dass das Feinbild Nummer eins der Linuxgemeinde auf einer solchen Veranstaltung als Aussteller auftritt.

Von Michael Vogel

Wenn du sie nicht besiegen kannst, tu dich mit ihnen zusammen. Das müssen sich die Strategen bei Microsoft gesagt haben, als die Entscheidung für eine Teilnahme am Linuxtag in Karlsruhe fiel. Denn bisher hat der Softwarekonzern die Verfechter quelloffener Software mit allen Mitteln bekämpft: Anzeigen warnten vor der geringen Vertrauenswürdigkeit des Betriebssystemes Linux und anderer Open-Source-Software; Unternehmenschef Steve Ballmer höchstpersönlich ließ keine Gelegenheit aus, um quelloffene Soft-

ware zu brandmarken. Vor drei Jahren verlich er Linux gar noch mit einem Krebsgeschwür. Studien im Auftrag von Microsoft sollten beweisen, dass die Gesamtkosten für Linux höher sind als für Microsoft-Produkte.

Alles vergebens: die Open-Source-Welle schwappte ungehindert weiter durch die Computerlandschaft. Vor allem Unternehmen setzen immer mehr auf Software, deren Quellcode für jedermann einsehbar ist. Sie sehen darin die Chance, sich aus der starken Abhängigkeit von Microsoft-Produkten zu lösen, deren Preisgestaltung auf Grund der Marktmacht des Softwareriesen durch die Anwender kaum noch zu beeinflussen ist. Und sie nutzen die Chance: bei Internetservern, jenen Rechnern, durch die die Unternehmen mit dem weltweiten Netz verbunden sind, hat Linux inzwischen einen Marktanteil von 15 bis 20 Prozent – und Microsoft mit seinen Produkten das Nachsehen. Im vergangenen Jahr musste der Softwaregigant in Mün-

chen eine herbe Schlappe einstecken, als sich die Stadtverwaltung öffentlichkeitswirksam dazu entschloss, ihre unter Windows laufenden Computer in den kommenden Jahren komplett auf Linux umzustellen.

Dass der Softwaregigant erstmals auf dem Linuxtag in Karlsruhe vertreten ist, kann man als Sensation bezeichnen. An einem bescheidenen, lediglich zwölf Quadratmeter großen Messestand will das Unternehmen zeigen, „wie effektiv man Programme mit Produkten von Microsoft entwickeln und gleichzeitig beide Welten miteinander verbinden kann“.

Die Verbindung beider Welten – der durch einen Hersteller kontrollierten Windows-Welt mit der Open-Source-Software – ist vor allem für Unternehmen ein wichtiges Thema. Denn bei den künftigen Anforderungen an die Verknüpfung von Computerprogrammen geht es nicht mehr um die Frage, ob Windows oder eine andere Technik zum

Einsatz kommen soll, sondern darum, wie man die im Lauf der Zeit entstandene Vielfalt der Systeme sinnvoll miteinander verbinden kann. Da wundert es nicht, wenn die Organisatoren Microsofts Premiere auf der Linux-Veranstaltung lediglich sachlich kommentieren: Man wolle den Besuchern eine möglichst breite Auswahl an Konzepten, Produkten und Leistungen bieten, sagt ein Sprecher.

Microsofts Strategiewechsel hatte sich bereits abgezeichnet: Denn der Konzern vertreibt inzwischen eigene Software, die sich an Programmierer richtet, unter einer quelloffenen Lizenz. Zugegeben, sämtliche Produkte, auf denen Microsofts Marktdominanz beruht, gehören nicht dazu. Aber trotzdem hätten Branchenkenner diesen Schritt noch vor zwei Jahren für unmöglich gehalten.

Der Linuxtag 2004 beginnt heute im Messe- und Kongresszentrum Karlsruhe und dauert bis Samstag; www.linuxtag.org

IN KÜRZE

München stellt Software um

Als erste deutsche Großstadt beginnt München im Oktober damit, die städtischen Computer von Microsoft Windows auf das freie Betriebssystem Linux umzustellen. Für die Umstellung der rund 14 000 Computer seien insgesamt 35 Millionen Euro veranschlagt, teilte ein Sprecher der Stadt mit. Sie sollten in erster Linie für die Schulung verwendet werden. Die Umstellung erfolge schrittweise und solle im Jahr 2009 abgeschlossen sein. Zunächst würden Office-Anwendungen, später kompliziertere Fachanwendungen umgestellt. München setze damit ein Zeichen für mehr Wettbewerb im Softwaremarkt. AP

Office 2004 für Mac im Handel

Microsoft hat das neue Office 2004 für Mac-Rechner in Deutschland ausgeliefert. Die Standardversion des Bürosoftwarepakets, das unter anderem eine Textverarbeitung, ein Mail- und ein Organizerprogramm enthält, kostet nach Angaben des Unternehmens 549 Euro. Die SSL-Edition für Schüler, Studierende und Lehrkräfte kostet 169 Euro. Voraussichtlich im Herbst soll dann die erweiterte Version Office 2004 Professional folgen. dpa

Kamerahandy mit Taschenlampe

Siemens bringt im August ein neues Kamerahandy mit Vierfach-Digitalzoom und eingebautem LED-Blitz auf den Markt. Der Blitz des Klappenhandys CFX65 kann nach Angaben des Herstellers in München auch als Taschenlampe genutzt werden. Das Gerät besitzt zwei Displays, von denen die Innenanzeige 160 mal 128 Pixel mit 65 000 Farben darstellen kann. Multimedia- und Java-Fähigkeit, mehrstimmige Töne, eine Freisprechfunktion und eine Infrarotschnittstelle gehören zu den weiteren Merkmalen. Preise wurden noch nicht mitgeteilt. dpa

Das Gespräch übers Internet soll einfach und billig werden

Ein Mobiltelefon, das sich ins World Wide Web einklinkt – Mit internationalen Festnetznummern Eindruck schinden

Mit neuer Technik wird die Mobilfunkrevolution versucht: Künftig soll über das Internet mobil telefoniert werden. Noch gibt es aber Kinderkrankheiten.

Von Jens Uehlecke

Es sieht aus wie ein Handy, funktioniert wie ein Handy – und doch ist es eine kleine Revolution. Zugegeben, seinem Äußeren nach könnte das Zyxel-Handy mit dem Namen Prestige 2000 W geradewegs aus den frühen 90ern in die Gegenwart gebeamt worden sein. In London oder Paris würde man damit wahrscheinlich belächelt. Zu Unrecht, denn hinter der altbackenen Plastikfassade in Mattgold verbergen sich neueste Technik und handfeste Vorteile: Mit dem jüngsten Zyxel-Spross ist man in Soho genauso wie im Quartier Latin unter einer deutschen Festnetznummer erreichbar – und das, ohne horrende Roaming- oder Umleitungsgebühren zu zahlen. Selbst Gespräche nach Deutschland sind mit weniger als zwei Cent pro Minute spottbillig.

Um den Albtraum der Mobilfunkindustrie wahr werden zu lassen, hat das Kommunikationsunternehmen Zyxel zwei bislang unabhängige Techniken miteinander verschmolzen – die so genannte IP-Telefonie und die als Wireless-Lan bekannte Funknetztechnik. Die Vorsilbe IP steht dabei für „internet protocol“ und bedeutet, dass Telefongespräche nicht wie sonst üblich über eigene Sprachleitungen übertragen werden. Stattdessen wird jeder Satz in Datenpakete zerhackt und gemeinsam mit E-Mails und Webseiten durch das weltumspannende Datennetz zum

Empfänger geschickt. Erst am Ziel werden die Silbenpäckchen wieder zu vollständigen Sätzen zusammengepuzzelt. Da sich jede Internetverbindung auch zum Telefonieren mitbenutzen lässt, ist das Plaudern zwischen zwei Computern kostenlos.

Wer davon profitieren wollte, musste bisher ein IP-Telefonprogramm installieren, das das Zerstücken und Zusammensetzen übernimmt. Das wohl populärste heißt Skype und hat weltweit bereits über elf Millionen Anhänger. Leider ist eine Plauderei damit aufwendig: Computer einschalten, ins Internet wählen, Headset aufsetzen und wieder warten, bis auch der Gesprächspartner so weit ist. Wer greift da nicht lieber zum guten alten Telefonhörer, selbst wenn er

ein paar Cent berappen muss? Das neue Handy der Firma Zyxel tritt nun an, Internettelefonate so bequem zu machen wie Gespräche mit normalen Handys. Anders als seine Konkurrenten von Nokia und Siemens bucht es sich allerdings nicht in Mobilfunknetze ein, sondern meldet sich bei Hotspots, das sind lokale Funknetze, deren Basisstation über einen Internetanschluss verfügen, an. Weil es davon schon unzählige in Cafés, Flughäfen und Bibliotheken gibt und viele davon kostenlos sind, lässt sich das Prestige 2000 W fast weltweit einsetzen. Vor dem Quatschen muss man sich allerdings bei einem IP-Telefonanbieter wie Nikotel, Sipgate oder Freenet anmelden.

Das ist zwar in allen Fällen kostenlos, die Minutenpreise weichen jedoch erheblich voneinander ab. Für einen Anruf ins deutsche Festnetz verlangt Nikotel 1,9 Cent, Sipgate

1,8 Cent und Freenet 1 Cent pro Minute. Von wo man anruft, ist dabei völlig egal – es zählt nur, wohin man telefoniert. Ein Anruf von London oder Paris nach Berlin kostet also dasselbe wie ein Gespräch zwischen Stuttgart-Obertürkheim und Stuttgart-Heslach.

Natürlich kann man auch angerufen werden. Nikotel und Sipgate teilen dazu jedem Kunden eine Festnetznummer zu, über die er zu erreichen ist. Neben Nummern aus deutschen Großstädten wie Hamburg, Berlin oder Köln bieten beide Anbieter auch Nummern aus dem Ausland an – Nikotel zum Beispiel aus San Diego, Santa Barbara und Los Angeles, Sipgate aus London und Reading. Wer häufig mit amerikanischen oder britischen Geschäftspartnern zu tun hat, wird die virtuelle kostenfreie Filiale in den USA oder England zu schätzen wissen.

Leider gibt ein paar Wermutstropfen: Beim Vorabtest in Hamburg und Berlin funktionierte das Zyxel-Telefon nur in Kombination mit einem Nikotel-Zugang, dem teuersten der drei Anbieter. Erst wenn das Gerät Mitte Juni für 299 Euro in die Läden kommt, soll es branchenübliche Standards vollständig unterstützen und damit auch Gespräche für Freenet- und Sipgate-Kunden ermöglichen. Nicht möglich sind Internetgespräche bei Hotspots, bei denen eine Firewall den Datentransfer blockiert oder Benutzername und Passwort über eine Webseite eingegeben werden müssen. In der Praxis gibt es deshalb nur bei etwa jedem zweiten Hotspot ein Freizeichen. Die Sprachqualität ist dafür meist fast so gut wie bei einem ISDN-Telefon, vorausgesetzt, es herrscht kein Stau auf der Datenautobahn. Verzögerungen, Knacken und Rauschen wären dann nämlich die Folge.



Festnetztelefone könnten bald ausgedient haben. Künftig wird per Internet geplaudert. Foto W. M. Weber